



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Scheffler, Wilhelm: Die deutsche und die französische Volksdichtung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in unerwartet andern Formen vielleicht, aber auch unerwartet glänzend und großartig zum Heile des deutschen Volkes verwirklicht worden. Wir haben das deutsche Reich, die deutsche Nation hat als solche die ihr gebührende achtunggebietende Stellung neben den andern Nationen eingenommen. Die Rätsel der Vergangenheit sind gelöst, und ein fester Grund für alle Zukunft ist gewonnen. Mögen wir ihn alle Zeit halten und bewahren, pflegen und ehren! Dazu anzuleiten und zu erziehen, dazu zu bilden und zu begeistern wird namentlich auch die Sache der nationalen Geschichtschreibung sein. Die letzte Bedingung, welche zu ihrem reichen Erblühen bisher noch fehlte, ist jetzt voll und ganz erfüllt. Um seinen greisen Herzog geschaart, hat das deutsche Volk, einig wie nie zuvor, in großen, vom Staunen der Welt begleiteten Thaten nationale Geschichte gemacht; möge die deutsche Geschichtschreibung nicht hinter ihr zurückbleiben.

Zum erstenmale stehen diesem Stoffe gegenüber alle Stämme und alle Staaten Deutschlands auf einem und demselben Boden. Hier fehlen alle die Momente, die sonst die Urtheile auseinandergehen und die Geschichte sich so entgegengesetzt äußern lassen. Von hier aus erscheint auch die Vergangenheit anders, und über manchen bisher streitigen Punkt dürfte nun die Verständigung leicht sein. Für Mit- und Nachwelt aber tritt in das Zentrum dieser abschließenden Zeit der Erfüllung die Heldengestalt des greisen Königs, welcher die im Donner siegreicher Schlachten gewonnene Kaiserkrone sich eben an der Stelle auf das Haupt setzen durfte, von wo Deutschland in der Zeit seiner Ohnmacht und Entwürdigung am schmachvollsten Hohn und Gewalt geboten worden war. Gott schütze, Gott segne den Kaiser!



Die deutsche und die französische Volksdichtung.

Von Wilhelm Scheffler.



Es bei einem seiner Sommerfeste der studentische Gesangverein des Dresdner Polytechnikums unter der kundigen Leitung seines Viedermeisters ein deutsches Volkslied gesungen, da ward, als das Lied verklungen und der Beifall verrauscht war, am Dozenten-tische die Frage aufgeworfen, ob wohl die Franzosen dem etwas ähnliches an die Seite zu setzen hätten. *) Diese Frage schließt sicherlich nicht

*) Der vorstehende Aufsatz bildet einen Teil der Einleitung zu einem größern Werke (Die französische Volksdichtung und Sage), welches demnächst im Verlage von Schöfke (W. Eischer) in Leipzig erscheinen wird.

bloß die Meinung eines einzelnen in sich, sondern, und darin liegt ihre Bedeutung, die Anschauung der überwiegenden Mehrzahl der gebildeten Klassen Deutschlands. Wohl ist sich der Deutsche freudigen Stolzes bewußt, daß ihm in seiner Volkspoesie ein Schatz überkommen ist, so reich wie keinem zweiten Volke auf der Welt. Allein gerade die Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Vorzüge auf diesem Gebiete empfindet, hindert ihn auf der andern Seite zuzugestehen, daß auch das leichtlebige Volk der Franzosen eine echte, wahre Volkspoesie besitzen könne, welche sich an Tiefe, Zartheit und Innerlichkeit mit der deutschen auch nur entfernt vergleichen ließe. Diese Anschauung taucht nicht bloß in der flüchtigen Unterhaltung des Tages auf, sie macht sich in voller Schärfe auch in literarischen Erzeugnissen geltend, wie dies z. B. eine Stelle in B. Schwarz' Reiseerinnerungen aus Algier und der Sahara beweist, wo auf diese vermeintliche klaffende Lücke der französischen Dichtung mit den Worten hingewiesen wird: „In dem schillernden Garten der französischen Geistesblüten, in ihrer an so manchen herrlichen Erzeugnissen reichen Literatur fehlt eins, das herrlichste von allen, das kleine, aber so unvergleichlich duftende Weilchen, welches in Deutschland seit alter Zeit an allen Bäumen und Hecken gedeiht — das Volkslied.“

Wie sollten wir auch zu andern Anschauungen kommen? Thun doch Schule wie Leben gleichmäßig das ihre, um uns von dieser Seite der französischen Dichtung nichts ahnen zu lassen. Die Schule, indem sie bei der ihr zugemessenen Zeit ihre Aufgabe darin erkennt und auch erkennen muß, uns mit der klassischen Dichtung bekannt zu machen, also mit einer Gattung, welche im Französischen einen wesentlich rhetorischen, der Volksdichtung geradezu entgegengesetzten Charakter trägt; das Leben, indem es, auf die Leidenschaften der menschlichen Natur spekulierend, aus gewinnsüchtigen Gründen uns die Kenntnis einer Seite der französischen Literatur vermittelt, welche die bessern Geister Deutschlands wie Frankreichs gleichmäßig verurteilen, welche aber durch ihre weite Verbreitung in Deutschland das Vorurteil genährt hat, als könnten unter dem Himmel Frankreichs nur solche giftigen Früchte zur Reife gedeihen, als sei dem Franzosen eine Poesie versagt, in welcher sich vor allem das ausprägt, was wir Deutschen so gern mit dem Worte Gemüt bezeichnen. Ist es nicht das Gemüt, das deutsche Gemüt, welches, wie die Sonne der Landschaft, so auch der Volksdichtung erst Licht, Farbe und Reiz verleiht? Wie aber sollte der Franzose eine gleich der unsrigen „aus der Tiefe des Gemüts“ quellende Poesie besitzen, wenn ihm, wie man nicht müde wird zu wiederholen, selbst das Wort dafür fehlt? Hat man nicht aus dem Fehlen dieses Wortes geistreiche Schlüsse auf den Charakter des Franzosen wie auf den Charakter seiner Volkspoesie ziehen wollen? Wie aber, wenn man sich in dieser Annahme täuschte, wenn der Franzose doch ein Wort besäße, welches die „weiche Innerlichkeit des psychischen Menschen“ trefflich malte: *les entrailles*? Ist es denn seine Schuld, wenn dieses Wort noch immer nicht

genügend bekannt und gehörig gewürdigt worden ist? Um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen: Wenn Ernest Prarond von der französischen Volksdichtung der Picardie seltsamerweise sagt: *Je n'ai rien trouvé de naïf sorti des entrailles du peuple etc.*, so weiß ich diesen Ausdruck nicht entsprechender wiederzugeben als durch „hervorgegangen aus dem Gemüt, dem Gemütsleben des Volkes.“ Und wie an das Wort, so werden wir uns auch daran gewöhnen müssen, dem Franzosen die Sache, d. h. eine Volksdichtung, zuzugestehen, in welcher sich sein Gemüt auf seine Weise, aber nicht minder reich und anmutig wieder spiegelt als das deutsche.

Worin liegt nun der Grund, daß die französische Volksdichtung eine verhältnismäßig so unbekanntere Sache ist, nicht bloß für den Deutschen — das wäre begreiflich —, sondern auch, was wir kaum zu fassen vermögen, für den Franzosen?

Wenn ich bei der Beantwortung dieser Frage scheinbar länger verweile, als es durch den Gegenstand geboten erscheint, so geschieht es, weil die Stellung der französischen Volksdichtung innerhalb der französischen Nation sich am klarsten aus der gegensätzlichen Schilderung deutscher Verhältnisse ergeben wird.

Als einst im deutschen Reichstage Fürst Bismarck von sozialdemokratischer Seite angegriffen wurde und der Ausdruck fiel, er gehöre nicht zum Volke, da erhob er sich in seiner ganzen Größe, um diesen Vorwurf, denn als solchen faßte er ihn auf, weit von sich abzuwehren. Ich werde nicht mißverstanden werden, wenn ich sage, daß beide Teile gleich recht oder gleich unrecht hatten. Wir alle gehören und gehören auch wieder nicht zum Volke. Wir gehören ihm insofern zu, als wir seine Sprache sprechen, seine Geschicke teilen, uns als Glied der großen deutschen Nation empfinden, nicht bloß soweit die deutschen Marken reichen, sondern soweit die deutsche Zunge klingt. Wir gehören aber nicht zum Volke, insoweit man unter demselben jenen Teil der Gesamtheit einer Nation versteht, welcher keine gelehrte, fremdartige Bildung empfangen hat, sondern, wenn überhaupt eine Bildung, eine solche, welche den volkstümlichen Boden nicht verlassen hat. Denn daß die Bildung der Gebildeten keine rein volkstümliche, daß sie sich zusammensetzt aus den verschiedenartigsten und dem Volke im engeren Sinne völlig unbekanntem Elementen, dies noch ausführlicher darzulegen, hieße Eulen nach Athen tragen. Rom und Griechenland haben uns genährt, die Errungenschaften der modernen Völker auf den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaft und Kunst sind unser geistiges Eigentum geworden, und als Fazit dieser Einflüsse ergiebt sich eine Sprech- und Denkweise und ein Ideenkreis, der sich in seiner Tiefe und Vielgestaltigkeit von dem Gedankenkreis des Volkes und seiner Sprech- und Denkweise wesentlich unterscheidet.

Dieser verschieden potenzierten Bildungssphäre entsprechend hat denn auch jeder Teil des Volkes seine eigne Poesie, und wir unterscheiden demgemäß eine

Kunstpoesie, welche in dem mit höherer Bildung getränkten Teile der Nation ihren Ursprung nimmt, und eine Volkspoesie, deren Prinzip, wie es de la Villedemarqué treffend ausführt, das menschliche Gemüt in seiner ganzen Unwissenheit ist, wo die Abwesenheit jeder Erziehung, um mit Champfleury zu reden, nur dazu dient, die Eindrücke der Seele desto kräftiger auszugestalten, eine Poesie, deren Schönheiten zu genießen, nach dem Rate eines spanischen Autors, das Beiseitelegen aller gelehrten Erinnerungen erheischt.

Wir sehen also — und es ist dies eine Erscheinung, welche sich nicht bloß bei einem Volke findet, sondern zu allen Zeiten und bei allen Völkern wiederholt — innerhalb einer jeden Nation zwei scharf durch ihren Bildungsgang getrennte Gruppen einander gegenüberstehen — ein Verhältnis, welches, auf die Spitze getrieben, selbst politische Gefahren in sich bergen kann, wie wir dies am besten aus den Bestrebungen der Sozialdemokratie erkennen, welche diese Kluft, die der Vaterlandsfreund zu überbrücken strebt, künstlich zu erweitern suchen, um so zu einem völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse zu gelangen. Indessen stehen sich in Deutschland diese beiden Gruppen nicht so unvermittelt gegenüber; in dem deutschen Liede ist uns ein Schatz überliefert, welcher nicht bloß demjenigen Teile des Volkes angehört, aus welchem er hervorgegangen, sondern recht eigentlich dem Gesamtvolke. Durch alle Wandlungen unsers Lebens, von der Wiege bis zum Sarge, begleitet uns das Lied fröhlich mit den Fröhlichen, weint es mit den Trauernden, am häuslichen Herd und mit doppelter Kraft in der Fremde, auf der Schulbank wie auf der Hochschule, auf Höhen wie dort „unten im Thale,“ in dem Getriebe des Werktages wie bei festlichen Gelegenheiten, überall ist es der getreue Ausdruck unsrer Stimmung, das Band, welches uns an die gemeinsame Heimat, das gemeinsame Vaterland knüpft.

Auch der Franzose hat eine Volkspoesie; sie leugnen wollen hieße leugnen, daß er ein Herz gleich andern Menschen habe, daß er unfähig sei, seine Leiden und Freuden, die Gefühle, welche sein Herz bestürmen, in Liedern auszutönen. Der Franzose besitzt auch, wie hinlänglich bekannt, eine Kunstpoesie; sie ist lange genug nicht bloß das Vorbild von Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt gewesen. Allein weder die eine noch die andre dieser Poesien ist in dem deutschen Sinne volkstümlich. Volks- und Kunstpoesie stehen sich in Frankreich, zur Stunde wenigstens, noch unvermittelt gegenüber. Wie einst im alten Rom ist die Kunstpoesie nur für die Schichten der obern Zehntausend vorhanden, in das Volk steigt sie nicht herab; sie würde sich damit etwas zu vergeben glauben. Das Volk, das ungelehrte Volk wäre auch nicht fähig, die glatte Rundung, die fein zugespitzten Gedanken derselben zu erfassen. Die Volksdichtung wiederum ist dem gebildeten Franzosen, man kann sagen, eine terra incognita. Sie ist ihm in ihrer einfachen Schöne unverständlich. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung, daß Graf Buzmaigre den Erfolg, welchen fremde Volkspoesien im Gegensatz

zu der eignen in Frankreich erzielten, dem Umstande zuschreibt, daß die Knorren und Auswüchse, welche jede echte Volksdichtung wie der Baum des Waldes zeigt, unter der glatten Übersetzung verschwunden seien, daß also auch hier nicht der Inhalt, sondern die Form das Glück des Liedes machte. „Das reimt ja nicht“ lautete die charakteristische Antwort eines gebildeten Franzosen, welchen ich mit der ländlichen Muse seines Heimatlandes, deren innere Schönheit mich entzückte, bekannt zu machen suchte. Ein gebildeter Franzose, sagt Edouard Schuré, wird schon bei dem Namen des Volksliedes sich die Ohren verstopfen und bitten, ihn um Himmelswillen mit dem Vortrag desselben zu verschonen; wüßte Bilder tauchen in ihm auf: eine lärmende Hochzeit, wo Bauern und Bäuerinnen im unverständlichsten Patois ein Lied in herzerreißender Weise vortragen, oder ein Bettler, welcher auf dem Jahrmarkt ein jämmerlich Lied singt, welches er auf einer Violine à deux cordes begleitet.

Woher diese befremdende Erscheinung in Frankreich, während wir in Deutschland doch neben der Volks- und Kunstpoesie eine wahrhaft volkstümliche Dichtung besitzen, welche, jenen beiden Quellen entstammend, gleichmäßig in alle Schichten unsers Volkes gedrungen ist?

Es ist dies nicht, wie man wohl meinen möchte, ein Verdienst unsers Volkswesens allein. Daß dieses nicht der Fall ist, zeigt uns deutlich Moe, der eifrige Sammler norwegischer Volkslieder und Märchen, in seiner Vorrede, wo er von der seltsamen Erscheinung spricht, daß die norwegische Kunstpoesie ein von der Volksdichtung getrenntes Leben führe, derselben fremd gegenüberstehe. Es ist dies vielmehr ganz wesentlich ein persönliches Verdienst unsrer größten Schriftsteller, unsrer edelsten Dichter, welche uns diese Liebe zur Volksdichtung anerkennen haben, da sie deren Wert auch für die Kunstdichtung vollständig erkannten.

Auch für Deutschland gab es eine Zeit, wo das Volkslied, wie noch heute in Frankreich, der Paria in der Literatur war, wo wir, in der Nachahmung des Auslandes und namentlich Frankreichs befangen, den volkstümlichen Boden verlassen hatten, auf welchen bereits Luther unsre Literatur gestellt hatte. Herder war es, der das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, unsre erwachende literarische Selbständigkeit, unsre selbständig gewordene Literatur auf diesen Boden, in welchem jede Literatur wurzeln muß, hingelenkt zu haben. Als echter Deutscher Kosmopolit, begnügte er sich jedoch nicht mit den heimischen Blüten, sondern sammelte in seinen „Stimmen der Völker“ Volkslieder aller Nationen, und es ist sehr bezeichnend für den Standpunkt der französischen Volksdichtung, daß in dieser reichen Sammlung sich nur wenig französische Lieder befinden und unter diesen wenigen höchstens zwei oder drei, welche auf den Namen eines Volksliedes wirklichen Anspruch erheben dürfen. Herder wies darauf hin, daß in dieser Poesie, welche keinerlei fremde Einflüsse zeige, auch die Kunstpoesie wurzeln müsse, daß die Kunstpoesie zurückkehren müsse zu der

Wahrheit des Gefühls, zu der tiefen Innerlichkeit, welche sich in der Volksdichtung für jeden bemerklich mache, der Augen zu sehen und Ohren zu hören habe. Deutschland lächelte aber das Glück, nicht bloß den Mann gefunden zu haben, welcher der deutschen Dichtung den Weg zu ihrer Neugestaltung auf der Grundlage der Volksdichtung wies, sondern daß ihm in Goethe auch der Genius geboren ward, der Herders Gedanken zur That werden ließ, der wie der Königssohn im Dornröschen die jahrhundertelang schlummernde Volksmuse zu neuem Leben küßte. Mit Leidenschaft warf sich Goethe auf die Dichtungen, welche Herder ihm mitgeteilt hatte. Er sammelte selbst auf seinen Ausflügen im Elsaß diese duftigen Blüten, er wiegte sich in ihren Harmonien, er durchdrang sich mit ihrem Geiste, und er fand bestätigt, was Herder ihm gesagt, daß sich in ihnen unter einer einfachen und doch höchst anmutigen Form wahres, lauterer Gefühl berge. Von nun an ward diese arme, kleine Kunst seine Führerin, und damit zugleich das Vorbild für alle jene Dichter, welche mit und nach ihm dem Lorbeer der Unsterblichkeit zustrebten. Hinter seinem Werke zu verschwinden, es als volkstümlich betrachtet zu sehen galt und gilt noch heute als des Dichters höchster Ruhm.

Um diese Blüte volkstümlicher Poesie bei uns zu erhöhen, kam noch etwas andres hinzu. Deutschland ist seit lange das erste Land in der Musik gewesen. Daß es hierin „an der Spitze der Zivilisation marschirt,“ haben ihm selbst die Franzosen, die dieses Wort früher so gern für sich in Anspruch nahmen, nie bestritten. Indem sich nun in Deutschland die Musik mit dem Liede auf die wunderbarste Weise vermählte, trug diese Verschmelzung vor allem dazu bei, das Lied in aller Herzen fortleben zu lassen; denn, einmal gehört, verschwand es dem Gedächtnis.

Und die Wirkungen dieser Poesie auf die großen Massen blieben nicht aus, besonders als jene großartigen Sammlungen deutscher Volkslieder von Arnim und Brentano und von Uhland, sowie in neuerer Zeit von Scherer und von Simrock erschienen, welche diese Lieder wie einen lange verschollenen Schatz aus nicht wieder aus der Tiefe der Volksseele zu Tage förderten.

So ist die zweite Blütezeit unsrer Kunstdichtung hervorgegangen aus der naiven Dichtung des Volkes, wie der reichgeästete Baum aus der bescheidenen Wurzel. Und wenn wir auch in neuester Zeit in ein andres, in ein historisches Zeitalter getreten sind, welchem wesentlich andre Aufgaben zu lösen zugefallen als den vorausgegangenen Zeitabschnitten, so hat sich doch die innige Verschmelzung der Kunst- mit der Volksdichtung herübergerettet in unsre Tage. Kein schöneres Bild dieser innigen Vereinigung in Deutschland weiß ich zu finden, als zu erinnern an ein Vorkommnis aus jüngerer Vergangenheit. Als bei der Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Universität Tübingen Württembergs König die Festgenossen in sein Schloß geladen hatte und sich zwanglos in ihren Reihen erging, da wurde ihm auf diesem Rundgange von den Gesang-

vereinen der Studentenschaft eine Hulbigung dargebracht. Nichts Schöneres aber wußten die Musenöhne, die Blüte der deutschen Nation, die vereinstigen Vertreter des deutschen Volkes in seinen obersten Schichten, nichts Schöneres wußten sie ihrem Landesherrn zu singen als ein einfaches Volkslied — das Volkslied im Munde des Gebildeten in hochbedeutsamer, feierlicher Stunde!

Und umgekehrt, wenn wir Deutschlands gesegnete Fluren am Neckar und am Rhein, im Wasgau — doch wozu in die Ferne schweifen —, im schönen Sachsenlande durchstreifen, tönt uns nicht oft von einem Trupp stugender Feldarbeiter Eichendorffs schönes Müllerlied oder Hauffs Reiterlied entgegen — das Kunstlied im Munde des Volkes?

Aber nicht bloß in den Tagen festlichen Glanzes und friedlicher Arbeit haben wir diese verbindende und darum auch versöhnende Kraft des Liedes erfahren, sondern vornehmlich in den Zeiten großer Gefahren. Ich brauche nur an die Lieder der Freiheitskriege, nur an die „Wacht am Rhein“ in unsern Tagen zu erinnern, welche aller Herzen, weß Standes und weß Bekenntnisses auch der einzelne sein mochte, doch in einem Gefühle zusammenschlagen ließ, in dem Gefühle für das Vaterland. In dieser gegenseitigen Durchdringung liegt ein gutes Teil deutscher Kraft, es hat sich erprobt in schweren Zeiten, wahren wir es uns für alle Zeiten!

Es ist ein schönes und für den Deutschen erhebendes Bild, welches sich hier unsern Blicken darbietet. Fragt man nun, was Frankreich dem an die Seite zu setzen habe, so muß man sich sagen: nichts, was dem gleiche. Sicherlich hat Frankreich große Namen aufzuweisen, bedeutende Männer, welche seinen Ruhm in alle Welt getragen, herrliche Meisterwerke, Talente der verschiedenartigsten Gattung. Allein nach einer Poesie, welche das gesamte Volk in allen seinen Gliedern durchdränge, welche von allen Ständen der vielgliedrigen Gesellschaft nicht nur gekannt, sondern auch geliebt würde, nach ihr sucht man vergeblich. Nur hin und wieder tauchen einzelne seltene Ausnahmen auf, wie die Marseillaise, der feurige Gesang der Revolution, und die anmutigen Lieder Bérangers, welche auch in die breiteren Schichten des französischen Volkes gedrungen sind. So haben auch einzelne wenige Lieder aus dem Volke Eingang in die Kreise der Gebildeten gefunden, wie das bekannte von Champfleury mitgeteilte Lied von den ungehorsamen Geschwistern, welche trotz des Verbotes der Mutter dennoch zum Tanze eilen und ihren Ungehorsam mit dem Tode büßen müssen. Vielleicht hat gerade das Lehrhafte des Liedes zu seiner Verbreitung in den Pariser Erziehungsanstalten, wo es von den jungen Mädchen gesungen wird, beigetragen. Abgesehen von dem Schluß, welcher, was im Volksliede selten geschieht, die Moral mit bewußter Absichtlichkeit predigt, ist das Liedchen ganz im echten Volkstone gehalten.

Non non, ma fille, tu n'iras pas danser.
Elle monte en haut et se mit à pleurer.

Son frère arriv' dans son joli bateau.
 Ma sœur, ma sœur, qu'as-tu donc à pleurer?
 Maman n' veut pas que j'aïlle voir danser.
 Mets ta rob' et ta ceinture dorée.
 Les v'là parti dans un joli bateau.
 Ell' fit deux pas, et la voilà noyée.
 Il fit quat' pas, et le voilà noyé.
 La mèr' demand' pourquoi la cloche tinte.
 C'est pour Adèle et votre fils aîné.
 Voilà le sort des enfants obstinés.

Und eine ebenso vereinzelte Erscheinung ist es, wenn auch die blasirten Kreise des Pariser Theaterpublikums hin und wieder Liedern aus dem Volke ihren Beifall schenken, wie uns dieses Cénac-Moncaut von einem Bearner Liedchen berichtet, welches in vollendeter Weise von dem liebenswürdigen Liedersänger aus Bearn, Samazor, vorgetragen wurde. Das Liedchen selbst lautet in der französischen Übertragung:

Connaissez-vous ma bergère?

Elle est belle comme une étoile.

Regardez ma bergère,

Elle est belle comme une étoile.

Regardez la bergère.

Sa gorge est plus blanche

Que la neige de la fougère.

Regardez ma bergère,

Elle est belle comme une étoile.

Regardez la bergère.

Sa taille est si fine

Qu'on la peut prendre entre les doigts.

Regardez ma bergère,

Elle est belle comme une étoile.

Regardez la bergère.

Sur ses yeux l'amour se lève,

Sur son cœur il va se poser.

Regardez ma bergère,

Elle est belle comme une étoile.

Regardez la bergère.

Allein diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. In wieviel Herzen lebt denn die Poesie, welche Rolle spielt sie in der Familie, am häuslichen Herde, im Verlaufe des Lebens? So fragt sich Schuré, und er bleibt uns die Antwort schuldig. Trotz des Reichthums an Poesie, welchen Frankreich sein eigen nennt, ist diese doch mehr ein Eigentum der gebildeten Klassen, als daß sie eine Kraft wäre, welche aus dem Volke stammt und wieder zum Volke zurückkehrte, um Freude, Begeisterung und Liebe zum Idealen zu verbreiten. Wie einst das Lateinische zum Griechischen, so verhalten sich seit mehr denn hundert Jahren französische und deutsche Poesie zu einander: Horaz, Ovid, Vergil sind große Dichter, aber Kunstdichter, welche für eine gewählte, in griechischer Bildung erzogene Gesellschaft schrieben. Die große Masse des römischen Volkes hat nie einen Ovid oder Horaz gekannt. In Griechenland stand die Poesie mit dem Leben stets in engster Verbindung. Seinen Homer lernte der griechische Jüngling auswendig. Des Tyrtäus Kriegslieder erscheinen als eine politische Macht. Pindar feiert seine Helden auf den olympischen Spielen vor einem begeisterten Volke. Für die Römer wie für die Franzosen war Poesie ein Luxus, für den Griechen wie für den Deutschen sind Poesie und Leben eins.

Woher dieser Abgrund, welcher sich unleugbar zwischen der Kunst- und Volkspoesie in Frankreich zeigt, woher diese befremdende Erscheinung, daß das Volk nicht teilnimmt an den Meisterwerken seiner Kunstdichter, und die gebildeten Kreise weit davon entfernt sind, die literarischen Schätze des Volkes zu ahnen und zu begreifen?

Dieser Riß wurde vorbereitet im sechzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Renaissance, also gerade in einer Zeit, welche für die Volksliteratur eine Blütezeit genannt werden darf. Die leuchtenden Vorbilder, welche Griechenland und Rom der gebildeten Welt jener Tage entgegenbrachten, nahmen dieselbe in so hohem Maße gefangen, daß sie die heimische Poesie zu vergessen begann und in der überkommenen fremden aufging. Thut doch der Herold dieser neuen Richtung Du Bellay in seiner *Illustration de la langue française* die heimische Dichtkunst mit den Worten ab: „Gieb diese alten französischen Dichtungen, Balladen, Lieder und andre Tändeleien (et autres telles épiceries) auf, welche den Geschmack an unsrer Sprache verderben und keinen andern Zweck haben als Zeugnis von unsrer Unwissenheit abzulegen,“ während das Haupt der sogenannten Plejade, Ronsard, welcher den französischen Parnass in nie wiedergesehener Weise beherrschte, im Grunde doch volkstümlich blieb. So eingenommen er auch von den Vorzügen der Antike gegenüber der heimischen Dichtung sein mochte, er versuchte doch das heimische Element mit dem antiken zu verschmelzen. Erst das siebzehnte Jahrhundert löste sich vollständig von dem volkstümlichen Boden los, ging einseitig in der Antike auf, wie dieses am schlagendsten der Art *poétique* des Boileau und besonders jene Stelle beweist, in welcher der Gesetzgeber des Parnass als den ersten, welcher

dans ces siècles grossiers
Débrouilla l'art confus de nous vieux romanciers,

Villon preist und damit die an nationalen Erinnerungen reiche Literatur der vergangnen Jahrhunderte souverän in den Bann thut. Die Poesie, welche so auf das Altertum gepropft erblüete, an Feinheit und Rundung hatte sie wohl gewonnen, an Saft und Ursprünglichkeit aber verloren.

So blieben die Verhältnisse das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, und ausdrücklich bezeugt Billemain, daß Laharpe die Kreise der Hauptstadt wohl für die Kunstdichtung zu begeistern wußte, mit vornehmer Verachtung dagegen auf jene Studien herabsah, welche sich mit dem Volke beschäftigten. Erst mit dem Eintritt der Revolution, welche unter den Klängen der *Marseillaise* ihren Einzug hielt, begann auch in der Dichtung neues Leben zu pulsiren. Einen Augenblick schien es, als wenn die Revolution, welche von der Provinz ausging, auch den Keim zu einer mehr volkstümlichen Dichtung erwecken sollte. Aber unglücklicherweise, wenigstens für die Poesie, konzentrirte sich die Revolution in Paris und führte zum Kaiserreich, und unter dem eisernen Szepter, welches Grenzboten I. 1883.

nun die Welt regierte, flohen erschreckt die sanfteren Musen, um erst wiederzukehren, als mit dem Königtum des Krieges Stürme friedlicheren Zeiten wichen.

Auch die Romantik, welche von Deutschland her in Frankreich Eingang fand und welche in der Literatur neue Bahnen anstrebte, den nationalen Geist und die christliche Religion in die Dichtung hinüberzutragen trachtete, teilte das Schicksal aller vorausgegangenen Bewegungen; auch sie versäumte es, an die Volksdichtung anzuknüpfen und blieb in ihren Wirkungen auf Paris beschränkt. Seit jener Zeit ist Paris mehr und mehr der ausschließliche Mittelpunkt der Literatur geworden. Nicht für Frankreich denkt, lebt und spricht der Franzose, sondern für Paris giebt er sein Herzblut hin. Nicht in dem Volke aufzugehen, wie der deutsche Dichter, sondern Paris zu gefallen ist das Streben des französischen Dichters. Paris ist ja Frankreich. Diese straffe Zentralisation ist aber der Verderb der Poesie. Und nicht oft genug kann es rühmend hervorgehoben werden, was auch in dieser Beziehung Deutschland seinem Staatenbunde und dessen kunstliebenden Fürsten und Höfen zu danken gehabt hat. Nur noch ein Jahrzehnt, so klagt Schuré, dieses Überwiegen der Hauptstadt auf das geistige Leben, und man wird in Frankreich keine wahre Volkspoesie mehr kennen!



Kleine pädagogische Kezereien.



itte, lieber Papa, gieb mir doch zehn Pfennige, ich brauche ein neues Schreibebuch! — Wie oft ergeht wohl im Laufe eines Monats diese Bitte an einen Vater, der mehrere Kinder in der Volksschule hat? Ein paarmal habe ich darauf erwiedert: Mein guter Junge, das Papier in deinen Schreibebüchern ist herzlich schlecht, es ist dünn, durchscheinend und blau; ich habe aber in meinem Schreibtische ein großes Packet schönes weißes und starkes Schreibepapier liegen; auch graues und blaues habe ich zu Umschlägen; ich will dir davon geben, so viel du brauchst, nimm Nadel und Zwirn und hefte dir selbst ein neues Schreibebuch. Da heißt es aber jedesmal: Ach bitte nein, Papa, das dürfen wir nicht, wir müssen alle ganz egale Schreibebücher haben, mit blauen Linien, zwölf Zeilen auf der Seite; bei Mitscherlichs im Gelladen an der Schulstraße bekommt man sie affkurat so, wie wir sie brauchen, die ganze Klasse kauft bei Mitscherlichs, ich gehe vorbei, wenn ich in die Schule muß, bitte, gieb mir die zehn Pfennige! (Zur Erläuterung bemerke ich, daß Herr Mitscherlich in der That an der Ecke der Schulstraße einen Laden hat, an dessen Schaufenster eine Papptafel hängt